

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

102 (23.12.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 23. Dezember 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 102.

Weihnachtsbilder.

1.
Eine lange Zeit liegt heute hinter jenen Schreckenstagen, welche der gewaltigste Mann seines Säkulums — unter dem allbekanntesten Namen Napoleon geführt, vergöttert und gehaßt, über ganz Europa, insonderheit aber über unser deutsches Vaterland herabgeschworen hatte, bis der Siegeslauf des für unüberwindlich gehaltenen endlich im eisigen Norden sein Ziel fand. Bierzig Jahre sind bereits verfloßen seit jenem verhängnisvollen Winter, in welchem durch den russischen Coloss die Macht des kühnen Cäsars für immer gebrochen ward, aber noch im frischen Gedächtniß ist denen, die in jener Zeit lebten, der mächtige Eindruck, welchen die Vernichtung der großen Armee und die Flucht Napoleons hervorbrachten. Leider waren unter den unzähligen Schaaren, die in den Steppen Rußlands ihren Untergang fanden, auch viele Deutsche, die nur gezwungener Weise in den Reihen der Franzosen mitgekämpft hatten und fern vom Vaterlande den Tod der Erstarrung oder des Hungers sterben mußten. Nur wenige entrannten diesem Schicksal und kehrten endlich, wenn auch krank und geschwächt, in die Heimath zurück. Die Schicksale eines dieser Entronnenen boten uns Veranlassung zu der Erzählung, die wir dem freundlichen Leser hier mittheilen wollen.

Unter den Musikern der deutschen Legion befand sich auch der Held unserer Geschichte, Friedrich D^{er}. Er hatte in den blutigen Schlachten bei Smolensk und an der Moskwa wacker geblüht und gekämpft und war, während er seine Gefährten von allen Seiten fallen und sterben sah, im dichtesten Kugelregen verschont geblieben. Sein fröhlicher Muth und festes Gottvertrauen blieb ihm auch noch, als das Glück den französischen Waffen den Rücken kehrte und die Natur Elemente selbst, Kälte, Schnee und Wind, als die unwiderstehlichen und gefährlichsten Feinde auftraten. Doch als nun jener ewig denkwürdige Rückzug angetreten wurde, als die Noth immer höher stieg, die Kälte unerträglich, der Hunger nagender ward; als nach der heimlichen Flucht des Kaisers und der vornehmsten Generale alle Bande der Subordination sich lösten und der grausamste Egoismus, vom Triebe der Selbsterhaltung angefaßt, die Grenzen der Menschlichkeit verließ, da zog auch in die Brust des lebensfrohen Jünglings ein düsterer Ernst, der zuletzt wie bei den meisten seiner edleren Gefährten in dumpfe Resignation überging.

Die Passage über die Beresina, jene furchtbarste Episode des ganzen Krieges, hatte die letzten Keime der Hoffnung und des Lebensmuthes bei ihm erstickt; nur mechanisch noch schleppte er sich mit den Uebrigen fort. Seine gänzlich erfrorenen Füße verursachten ihm, ebenso wie die vom Schnee geblendeten Augen und der nagende Hunger in seinen Eingeweiden den brennendsten Schmerz. Selten war die Gelegenheit geboten, die erstarrten Glieder an einem Feuer zu erwärmen, und hatte man sich einmal der erschnittenen Ruhe auf Augenblicke hingegeben, so brach plötzlich ein Schwarm Kosaken aus dem Dickicht hervor, die unter wildem Fluchen Tod und Verderben unter die ermateten Krieger brachten, und, ehe noch an Gegenwehr gedacht werden konnte, wieder verschwunden waren.

Unter solchen Leiden gingen Tage, Wochen, Monate in furchtbare Länge hin. Friedrich, der blühende Jüngling, war zu einem wandelnden Gespenst geworden; unsicheren Schrittes

wankte er unter einem Haufen von Nachzählern, die alle mehr oder weniger in derselben Verfassung wie er sich befanden. Rechts und links fielen die Erschöpften zu Boden und wurden, noch lebend, von ihren Cameraden der dürftigen Kleidung beraubt, so daß sie in noch kürzerer Zeit dem Tode zur Beute fielen.

Auch Friedrich hatte, von der bitteren Kälte getrieben, sich hinreißen lassen, einen solchen Sterbenden seines Mantels zu berauben, und mit wahrer Wollust denselben um seine zitternden Glieder geschlagen. — Schen sah er sich jedoch noch einmal nach dem Beraubten um, denn es war die erste Gewaltthat, die er verübt hatte; da gewahrte er, wie die wehmüthigen Blicke des Sterbenden durchdringend auf ihm ruhten, bis nach einigen Secunden die müden Augen im Tode brachen. — Friedrich wankte erschüttert weiter. Seit langer Zeit war dies die erste Bewegung seines Gemüths, welches wie seine Glieder auch erstarrt gewesen zu seyn schien; das Bewußtseyn, den Sterbenden Cameraden beraubt zu haben, schnitt ihm durch das Herz. „Bin ich denn auch ein reißend Thier geworden, wie die Uebrigen?“ fragte er sich leise. Heiße Thränen drangen ihm in die Augen und rollten über seine Wange.

„Oh, ich will sterben!“ sagte er zu sich selbst, und, nicht achtend auf das warnende Geschrei seiner Cameraden, schlug er einen Seitenweg ein, den die Rosse der Kosaken kurz zuvor gebahnt hatten. — Es war inzwischen Abend geworden, der Vollmond leuchtete durch die eisschimmernden Bäume des Waldes, den Friedrich durchschritt. Doch nicht achtete dieser auf den herrlich glänzenden Himmel, an dessen tiefblauer Kuppel die lieblichen Kinder der Nacht funkelten und tanzten — in seinem Herzen war Todesnacht. Eben wollte er, auf einem freien Platz im Walde angelangt, sich niederwerfen, um nimmer wieder aufzustehen, als er ganz in der Nähe ein Haus vor sich sah, aus dessen Fenstern helles Licht schimmerte. Dunkle Gestalten glitten am Fenster auf und nieder; ihm war sogar, als hörte er das Jauchzen froher Kinderstimmen.

Unwillkürlich näherte er sich dem großen Gebäude; die Furcht, wie so viele seiner Cameraden von den Russen ermordet zu werden, hielt ihn nicht ab; war ihm doch der Tod ein willkommenes Gast. Da öffnete sich die Thür des Hauses, und ein in Pelze gehüllter Mann trat heraus: ein langer, schwarzer Bart umschattete sein Gesicht, an seiner Seite hing ein blankes Messer. Jetzt ist der Augenblick gekommen, dachte der Jüngling, indem er die Annäherung des Feindes erwartete; doch seine Kräfte waren nun erschöpft, die Aufregung der Todeserwartung raubte ihm die Sinne, ohnmächtig stürzte er zu Boden. —

Als Friedrich wieder zu sich kam, fand er sich in einem großen, weichen Bette; seine Frostwunden waren verbunden, eine angenehme Wärme durchdrang seinen ganzen Körper. Er glaubte zu träumen, und was er ferner sah und hörte, bestärkte ihn in dieser Meinung. Durch die Oeffnung des Bettschirms gewahrte er nämlich um einen festlich erleuchteten Tisch einen Kreis froher Menschen versammelt. Einige Kinder sprangen jubelnd umher, mit seligen Blicken einen von Lichtern und buntem Zierath strahlenden Tannenbaum betrachtend, unter welchem mannigfache Geschenke ausgebreitet lagen.

„Heut ist Weihnacht, Weihnacht!“ rief ein blondlockiges Knäblein, indem er zugleich seiner Trompete einige schmelzende Töne entlockte.

Wie Engelslaute klang dem armen Soldaten dieser Weih-

nachtsruf des Kindes. Gaukelnde Bilder seiner eigenen Kindheit traten unwillkürlich vor sein geistiges Auge: er glaubte wieder im Vaterhause zu seyn, wo Alles ihn mild und freundlich grüßte, glaubte wieder in das treue MutterAuge zu blicken, was sich ja ach! schon so lange geschlossen hatte — er ward wieder ein Kind und weinte wie ein Kind. Er schloß fest die Augen, um die süßen Bilder nicht wieder zu verlieren.

Aber Alles ist doch wohl nur ein Traum; denn siehe — die holde Gestalt einer Jungfrau tritt vor das Bett des Kranken, und beugt sich mit Thränen im Auge über sein blaßes Antlitz, drückte seine kalten Finger in ihren Händen und betrachtete ihn lange mit Blicken voll tiefsten Mitleids.

„Das ist der Engel der Barmherzigkeit!“ dachte der Jüngling und streckte der willkommenen Erscheinung sehnsüchtig die Arme entgegen. Doch lebhaft erröthend zog diese sich zurück.

„Er lebt, er lebt!“ rief sie jedoch mit unverhehlter Freude, zu den übrigen sich wendend, welche sogleich an das Bett des Ueberraschten traten.

„So träumte ich wirklich nicht?!“ rief Friedrich in höchstem Entzücken.

„Seht ihr,“ nahm das schöne junge Mädchen eifrig wieder das Wort, „er ist ein Deutscher, ich sagte es euch gleich.“

Und derselbe Mann im schwarzen Bart, den Friedrich für seinen Mörder gehalten hatte, trat jetzt dicht an das Lager und drückte ihm herzlich die Hand.

„Seid willkommen,“ sprach er in reinem Hochdeutsch, „seid mir herzlich willkommen, Landsmann. Ich fand Euch vor einigen Stunden ohnmächtig und krank, und obgleich ich nicht wußte, daß Ihr mein lieber Landsmann wäret, so rührte mich doch Euer Elend tief. Doch jetzt, wenn es möglich ist, seid froh mit uns, denn seht, wir feiern Weihnacht!“

Friedrich dankte mit Thränen im Auge.

Die wackeren Leute, zu denen sein guter Engel ihn geführt hatte, bewohnten schon seit acht Jahren, wo sie das deutsche Vaterland verlassen hatten, dieses zwar einsam gelegene aber schöne Gehöft. Der Krieg mit seinen Schrecken war wunderbarer Weise ohne Spur an ihnen vorübergegangen. Ihre Freude, in Friedrich einen Deutschen zu finden, war sehr groß, da sie schon seit Jahren den Anblick eines Landmannes entbehrt hatten.

Der Weihnachtsabend schwand unter herzlichem Gespräch schneller als man wünschte. Nachdem nun aber Alle sich zur Ruhe begeben hatten und der auf so überraschende Weise vom Tode Gerettete mit seinen Gedanken allein war, konnte er erst recht erwägen, was mit ihm vorgegangen und geschehen war — er stammelte ein inbrünstiges Dankgebet. — Bald umfing erquicklicher Schlummer seine müden Glieder, und süße Träume umflatterten sein Lager; besonders aber war es der Engel der Barmherzigkeit, der, in die liebliche Erscheinung der Jungfrau gekleidet, dem Schläfer mit holdem Blick entgegenlächelte.

Vier volle Wochen mußte der Genesende bei seinen Gastfreunden bleiben und blieb, ach! so gerne; länger aber konnte er unmöglich die Gastfreundschaft derselben annehmen. An einem heiteren Winterabend wanderte er, mit allen Reisebedürfnissen wohl ausgestattet, die Straße nach der Heimath. Voll froher und wehmüthiger Gefühle dachte er an den wackeren Mann im schwarzen Bart, an den Weihnachtsabend, den denkwürdigsten seines Lebens, und — an den Engel der Barmherzigkeit.

In dem freundlichen Oberflüßchen eines Hauses in der Stadt Berlin ist es, wo wir unsern Freund Friedrich, nachdem wir ihn in den Schneefilden Rußlands verlassen hatten, wiederfinden. Sechs Jahre sind seit dem verhängnißvollen Winter verfloßen, der ihn ohne die liebevolle Pflege jener deutschen Familie aufgerieben hätte. Wiederum herrschte wie damals eine bittere Kälte, wieder hatte sich eine blendende Schneedecke über die erstarrete Erde gelagert, nur mit dem Unterschiede, daß Friedrich sich heut nicht wie damals unter einem Hausen elen-

der Flüchtlinge befand, sondern in seiner lieben Vaterstadt geborgen saß. — Wohl wäre dieser Vergleich so wie das Andenken an jene wunderbare Rettung von der augenscheinlichsten Todesgefahr geeignet gewesen, froh und heiter zu stimmen, und dennoch sehen wir in den Zügen des jungen Mannes nicht das Glänzen der Freude, sondern im Gegentheil den Ausdruck des Kummers und Leidens. Seine beschränkte Lage war es weniger, die ihm so trübe Gedanken einflößte; denn wenn es mitunter auch schmal bei ihm zuging, so hatte er doch, Dank seiner Kunst, die er übrigens nicht nur des Broderwerbes halber, sondern mit voller Hingabe trieb, eigentliche Noth bisher nicht erfahren. Was ihn traurig stimmte, war vielmehr das Bewußtseyn, so gar einsam und verlassen in der Welt zu stehen, besonders am heutigen Tage, dem Weihnachtsheligenabend, wo im trauten Familienkreise die Freude überall ihren Thron aufschlägt, wo nichts zu hören ist, als das Jauchzen der Kinder, nichts zu sehen, als die stille Wonne in dem Antlitz liebender Eltern.

„Oh, selige Zeit der Kindheit!“ rief der Jüngling wehmüthig, indem er sich in Bildern der Vergangenheit verlor. Da sah er sich wieder mitten unter den Geschwistern, die mit ihm in fröhlicher Ungeduld auf das Deffnen des Zimmers harrten, welches die Weihnachtsherrlichkeiten barg; da hörte er wieder das staunende „Ah“ der vom Lichterglanz Geblendeten, den frohlockenden Jubel der Brüder und die stilleren Freudeausbrüche der zarten Schwester; da gewahrte er wieder den verklärten Blick der schönen Mutter und die besriedigte Miene des Vaters, dessen ewig strenges Antlitz heute milder erglänzte.

„Oh, selige Zeit, du erscheinst nie wieder!“ rief Friedrich und dachte ferner, wie ein grausames Geschick ihm in zarter Jugend bereits Eltern und Geschwister geraubt, wie es ihn später in den rauhen Soldatenstand und sogar nach Rußlands eisigen Steppen geworfen habe. Doch siehe, hier fand er wieder einen Lichtpunkt in seinem freudlosen Leben — den Weihnachtsabend und Aufenthalt in dem Hause des gastfreien Deutschen. Waren es doch die wenigen Tage gewesen, die über das Herz des Jünglings für immer entschieden hatten! Ja, er verhehlte es sich nicht mehr, daß seine Seele mit tiefer Liebe an jenem holden Wesen hing, welches sein Auge zuerst bei dem Erwachen von dem todesähnlichen Schlafe in Rußland erblickt hatte, welches er in staunendem Entzücken für den Engel der Barmherzigkeit gehalten hatte. Die kurze Frist seiner Genesung, welche er noch in ihrer Nähe zubringen durfte, während welcher er ihr jungfräuliches, liebevolles Walten im Hause beobachtete, hatte seine anfängliche Verehrung vollends in eine innige, unerschütterliche Liebe verwandelt. Eine Liebe, von der die Jungfrau indeß wohl keine Ahnung hatte, da Friedrich, in Erwägung seiner nichts weniger als glänzenden Verhältnisse und überdies von jener Schüchternheit befangen, welche stets die erste Liebe zu begleiten pflegt, sich wohl gehütet hatte, seine Gefühle zu verrathen.

So war er denn abgereist, so hatte er von der heimlich Geliebten Abschied genommen, ohne hoffen zu dürfen, sie im Leben nur einmal wieder zu sehen, geschweige denn, sie jemals zu besitzen. — Und dennoch, trostlos, wie seine Liebe unter diesen Umständen seyn mußte, war sie nichts desto weniger der zauberisch glänzende, der einzige Stern an seinem Lebenshimmel, war sie es, die ihm die süßesten Stunden bereitete.

So hatte auch der heutige Festtag ihm wieder jenen Weihnachtsabend lebendig vor die Augen gerückt, den seligsten seines Lebens. Alle einzelnen Momente desselben hatte er aufs Neue durchlebt, alle Seligkeiten noch einmal erschöpft, aber ach! endlich war er bei der kalten Gegenwart angelangt, aus seinen Träumen wieder zum Bewußtseyn gekommen: er sei einsam und verlassen in der großen Welt; da, wo jeder einen Freund oder liebende Angehörige habe, sei er allein und ungeliebt.

Er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte. Tiefe Stille herrschte um ihn; nur aus weiter Ferne klangen verworrene Töne der Freude und des Jubels.

Da ergriff Friedrich die neben ihm liegende Viola: es drängte ihn, den Empfindungen, die seine Seele zu erdrücken drohen, Luft zu machen, wie er immer in banger Stunden zu thun pflegte. — Und mit leisen, klagen Melodien beginnend, suchte er Ausdruck zu finden für die Gefühle seiner Liebe, für seine Seligkeit und seinen Schmerz. Bald sprach aus seinen Tönen kühnes Hoffen, bald die wilde Verzweiflung, welche sich endlich in schmelzenden Accorden milderte, und mit den dahinsterbenden, leise verklingenden Tönen der Entsagung endete. Die Viola entsank den Händen des Jünglings. Tiefe Dunkelheit umgab ihn — tiefe Dunkelheit war in seinem Herzen.

Da plötzlich erschollen von dem nahen Kirchthurm die erhabenen Töne eines Hymnus, welcher der Welt verkündete, daß ihr ein Heiland geboren sei. Die schmetternden Klänge der Psalmen und das feierliche Geläut der Glocken drang auch herüber zu dem armen Verlassenen, der, aus seiner Trauer emporstehend, der Friedensbotschaft lauschte, die an alle Menschen, vorzüglich aber an die Schmerzbeladenen gerichtet war. Und der Jüngling erhob sein Haupt, und Friede kehrte allmählig in sein Herz, denn er erkannte, daß Freundesaugen, hohe und unvergleichliche, über ihn wachten, die Augen des allliebenden Gottes:

Von der Straße aber tönte der jubelnde Gesang herauf:

Oh du fröhliche, oh du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Welt war verloren,

Christ ist geboren,

Freue dich, freue dich, oh Christenheit!

Ehe noch der Lobgesang endete, war Friedrich aufgesprungen und an das Fenster getreten; alle Traurigkeit war plötzlich aus seiner Seele gewichen und hatte einem unaussprechlichen Gefühl von Freude und Seligkeit Platz gemacht. Wie den Menschen mitunter die Ahnung eines drohenden Unglücks bang und unabweislich beschleicht, so war im Gegentheil über Friedrich das unerklärliche, aber bestimmte Vorgefühl gekommen, daß sein Kummer geendet sei und große Freude ihm bevorstehe.

Es duldete ihn nicht länger in der einsamen Behausung; er verließ dieselbe und mischte sich unter die frohen Menschen und das heitere Getümmel derjenigen, die auf dem hellerleuchteten Markte Einkäufe machten zur Festbescherung. Mannigfache Gruppen von Kindern standen mit weit aufgerissenen Augen vor den Herrlichkeiten, die in reichster Fülle vor ihnen ausgebreitet lagen; ohne an den Besitz derselben zu denken, ließen sie nur ihre glänzenden Augen bewundernd darauf weilen, indem sie jubelnd in die Hände klatschten. Friedrich weidete sich an dem Anblick dieser lachenden, freudestrahlenden Gesichter; frische Weihnachtsgedanken zogen durch sein Herz. (Schluß folgt.)

© Viel leben und lang leben.

— „Kern, ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen. G. d. H.

Der gute Richard sagt: „liebt ihr das Leben? verschwendet eure Zeit nicht! denn daraus besteht es!“ — Wer das Leben wahrhaft liebt, wird weniger wünschen, daß er lang, als daß er viel lebe. Ein Tagdieb mag hundert Jahre alt seyn, er hat dessen ungeachtet nicht viel gelebt; während derjenige, welcher im dreißigsten Jahre stirbt, viel gelebt hat, wenn er seine Zeit zu seinem und seiner Mitmenschen Nutzen verwendet hat. Ich nehme hievon Veranlassung, von einer dem Alter angehörigen Gewohnheit zu reden, welcher man gar oft in unserm geselligen Leben begegnet.

Gleichwie es viele Menschen gibt, welche glauben, das Amt, welches einer verwaltet, gebe ihm auch den Verstand, der dazu gehört; eben so gibt es viele, welche den Verstand vom Alter erwarten. Darum gilt z. B. von den Schwaben das allgemein bekannte Wort, daß sie erst mit 40 Jahren gescheidt werden. Thorheit wäre es, hierüber ein Wort zu verlieren;

aber Tadel verdienen diejenigen, welche sich durch ihr Alter zu Ansprüchen berechtigt glauben, die nur das Verdienst rechtfertigt. So manche glauben, die vielen Jahre, die sie zählen, geben ihnen ein Recht, über Alles zu urtheilen und Achtung oder Respect für ihr Urtheil zu fordern. Wenn nun aber ein solches Urtheil den Zeitgeist oder die öffentliche Vernunft — wenn man so sagen kann — blamirt: soll man nicht widersprechen oder es wenigstens für einfältig ansehen dürfen? Warum denn nicht? Ein alter Esel ist eben doch nichts und wird nichts als ein Esel, vor welchem der gesunde Verstand sich nicht zu verkrüchen braucht, wo er sich gekränkt fühlt. „Ehret das Alter!“ sagt ein uraltes Gebot, und die gebildeten Völker des Alterthums horchten nicht weniger darauf, als diejenigen der christlichen Zeitrechnung; aber ich kann doch nur ehren, was wirklich ehrwürdig ist. Ein 60jähriger Geiz, der sich länger und sorgfältiger vor dem Spiegel pußt und schminkt und mit Pomaden und Tincturen beschmiert, — ein solcher verdient doch wahrlich wenig Respect, sei er was er wolle. Nicht das Lange gelebt haben, sondern das Viel, das heißt das Nützlich gelebt haben hat Anspruch auf Achtung. Woher kommt das Recht, welches so mancher alte Mensch ansprechen zu wollen scheint, indem er jeden, der jünger ist, als er selbst, für einen jungen unerfahrenen Laffen halten zu dürfen für gut hält, und hievon bei jeder Gelegenheit, in jeder Gesellschaft Gebrauch macht? Wenn es heißt: „ehret das Alter!“ so will solches gewiß nicht sagen: „ehret jeden alten Dummkopf!“ Man sagt „ehret das Alter!“ weil man unter grauen oder silberweißen Locken Erfahrung und Lebensweisheit sucht; denn wo wollte man sie suchen, wenn man auch bei diesen nichts als Thorheit fände? Derjenige Mensch wird unserer Achtung in seinem hohen Alter am würdigsten seyn, welcher eben so viel, das heißt sich und andern zum wahren Nutzen gelebt hat, als er lange gelebt hat.

Dieses sollten sich hauptsächlich auch diejenigen merken, die es sich zur Aufgabe machen, die Hoch- und Höchstgestellten unter den Menschen vor der Nachwelt zu verherrlichen. Denn nur diejenigen unter diesen haben wahrhaft das Recht auf einen unsterblichen Nachruhm, welche wirkliche Wohltäter ihrer Völker und somit der Menschheit waren. Aber so lange Menschen Menschen sind, wird dieses eine unbedächtige Wahrheit bleiben. In jedem Augenblicke, wo ein Volk im gerechten Kampf um seine heiligsten unveräußerlichsten Rechte sich verblutet, wird sein Mörder nicht nur genug Henkershände zu seinem verruchten Beginne, sondern noch ungleich mehr dienstbare Zungen und Federn finden, die sich bemühen, ihn zu rechtfertigen. — Wer das Vielleben mit dem, was man Schnell- oder Wohlleben heißt, verwechselt, der wird sich freilich mit dem Sinn, in welchem dieser Artikel das Vielleben nimmt, nicht befreunden wollen; es liegt aber auch kein Grund vor, denselben um eine solche Freundschaft ersuchen zu müssen.

Der Menuettänzer wider Willen.

Young (Edward) geboren am 25. Januar 1684 zu Upsham bei Winchester, gestorben zu London als Cabinetsprediger der verwittweten Prinzessin von Wales am 12. April 1765 im 81sten Lebensjahre, der berühmte Verfasser der Nachtgedanken, war auch ein ausgezeichneter Flötenspieler. Als er einst mit einigen Damen, die er nach Baughall führen wollte, über die Themse fuhr, fing er auch an zu spielen, steckte jedoch seine Flöte ein, als er bemerkte, daß er deshalb von einem andern Fahrzeuge mit jungen Offizieren verfolgt und immer begleitet werde. Einer derselben fragte ihn: „Warum hören Sie auf, zu spielen?“ — „Aus eben dem Grunde,“ entgegnete Y., „warum ich zu spielen anfing — weil es mir so gefiel.“ — „Gut,“ entgegnete der Offizier; nehmen Sie den Augenblick ihre Flöte wieder und spielen Sie fort, oder ich werfe Sie in die Themse.“ Y. sah, daß die Damen ängstlich wurden bei dem Streit. Er gab daher den Umständen nach und spielte während der ganzen

Ueberfahrt. Als die Gesellschaft in Baurhall angekommen war, verlor er seinen Beleidiger aus dem Gesichte. Eines Abends fand er ihn jedoch allein in einer Allee und sagte zu ihm mit einem festen, ruhigen Tone: „Sir, aus Furcht, Ihre und meine Gesellschaft zu beunruhigen, habe ich Ihrer Impertinenz nachgegeben. Um Ihnen jedoch zu beweisen, daß Herzhaftigkeit eben so gut unter einem schwarzen Kleide wohnen kann, als unter einem rothen, ersuche ich Sie, morgen Vormittag um zehn Uhr sich im Hydepark einzufinden. Sekundanten brauchen wir nicht. Der Streit geht bloß uns an, und es wäre unnötig, Fremde mit hineinzumischen. Da wollen wir uns auf den Degen schlagen.“ Der junge Krieger nahm die Herausforderung an. Beide fanden sich zur bestimmten Stunde ein. Der Offizier zog den Degen und setzte sich in Positur. J. aber setzte ihm eine Pistole auf die Brust. — „Wollen Sie mich umbringen?“ rief der Offizier. — „Nein,“ antwortete J. kaltblütig; „aber sein Sie so gütig, Ihren Degen auf der Stelle einzustecken und — eine Menuett zu tanzen, oder Sie sind sogleich des Todes.“ Der Offizier machte einige Umstände. Aber die Kaltblütigkeit und Sprache seines Gegners bewirkten, daß er gehorchte. Als die Menuett geendet, sagte J.: „Sie zwangen mich gestern, wider meinen Willen auf der Flöte zu spielen. Ich habe Sie heute wider Ihren Willen tanzen lassen. Wir sind quitt. Sind Sie indeß noch nicht zufrieden, so will ich Ihnen alle Satisfaction geben, die Sie verlangen.“ Statt aller Antwort umarmte ihn der Offizier, stotterte einige Entschuldigungen und bat um seine Freundschaft. Wirklich errichteten sie einen Bund mit einander, der sich erst mit J's. Tode auflöste.

Der Knabe und das Sonnenlicht.

„Wie klar ist doch der Sonne Licht,
Wie trüb dabei der Kerzen Schimmer!“
So spricht und stant auf seinem Zimmer
Ein Knab', und wie er stant und spricht,
Und noch am Fenster steht, da bricht
Der Morgensonne gold'nes Licht
Mit Strahlenmajestät in's Zimmer,
Und glühend trifft ihr erster Schimmer
Ein off'nes Spiegelkästchen. „Halt,“
So denkt der Knab': „da will ich bald
„Mir bess'res Licht zur Nacht gewinnen.
„Du schöner Strahl, verbleib' nur drinnen;
„Ich schließ' das Kästchen, und du bist
„Gefangen mir, wie herrlich ist
„Doch dieser Fang; wie wird es strahlen,
„Wenn ich zur Nacht mit feiner List
„Dich wieder öffne! Nichts bezahlen
„Wir ferner nun für's Dreierlicht,
„Und haben mehr als uns gebriecht.“
Der Abend kommt, der Knabe schließet
Erwartungsvoll sein Kästchen auf;
Doch, ach! in leeres Nichts zerfliehet
Die Hoffnung auf so leichten Kauf.
Da tritt der Vater in die Stube,
Und forscht erstaunt: „Was hast du, Bube?“
Der Knabe sagt's; der Vater spricht:
„Sohn, merk' es dir, den Geist, das Licht
„Wird kein Despot in Fesseln zwingen,
„Um höhernd es zu Markt zu bringen.“

Miscellen.

X Glücklich ist, wer das Geschäft seines Lebens vor seinem Tode vollendete, der, wenn seine Stunde naht, nichts zu thun hat als — zu sterben. Boileau.
X Gottheit. Die Gottheit ist das hohe Lied der Tugend, und die Natur die Melodie.

X Eine handvoll Erde heilt den brennenden Schmerz vom Stiche der Biene — und den brennenden des gebrochenen Herzens. Jean Paul.

X Württembergischer Geschichtskalender. Nach einem heftigen Kampfe mit den Bürgern Stuttgarts drangen die Franzosen am Abend des 20. Dez. 1688 in die Stadt ein und besetzten sie am 21., wo General Moular ein Stück der Stadtmauer einreißen ließ und sogar mit Verbrennung drohte, auf die Nachricht vom Herannahen des deutschen Heeres aber eilends mit seinen Truppen abzog.

X Eine Billion in Carolin, à 10 fl. gerechnet, zu zählen, bedarf es in jeder Secunde einen Wurf von 5 Stücken, in einer Minute 60mal 5, d. i. 300 Stücke; in einer Stunde 60mal 300, d. i. 18,000 Stücke oder 180,000 fl. Zum Schlafen und zur Essenszeit von jeden 24 Stunden abgerechnet, bleiben 15 Stunden an dem Zählstische; mithin können in einem Tage 15mal 180,000, d. i. 2,700,000 Stücke gezählt werden. In jedem Jahre, die Sonn- und Feiertage abgerechnet, bleiben 300 Tage; daher in einem Jahre 300mal 2,700,000 oder 810,000,000 Stücke die Zählarbeit ist. Dividirt man die Billion mit diesem Stücke der Jahresarbeit, so wird man finden, daß 1233 Jahre darüber zu zählen nöthig sind; 12,330 Jahre aber in einzelnen Gulden.

Maritäten Kästlein.

Ein Beispiel von Geistesabwesenheit aus neuerer Zeit erzählen die amerikanischen Zeitungen von einem Kärner aus Vermont, welcher zu Markte fahren wollte. Er hob nämlich das Pferd auf den Karren und spannte sich vor denselben. Der wahrhaftige Zeitungsschreiber fügt hinzu, daß der Kärner seinen Irrthum nicht eher merkte, als bis er wiehern wollte.

Zwei Bauern kamen in eine Apotheke. „Haben Sie nichts für Zahnschmerzen?“ fragte der Eine. — „O ja,“ sagte der Apotheker, langte eine Flasche Salmiakgeist herab und sagte zu dem Bauer: „Er möchte daran riechen.“ Der Bauer roch und stürzte fast von Sinnen rücklings nieder. Als er wieder zu sich kam, fragte der Apotheker: „Nun, wie steht's jetzt, ist der Schmerz weg?“ — „Herr,“ erwiderte der Bauer, „mir hat ja gar nichts gefehlt, mein Kamerad dort hat Zahnschmerzen.“

Zärtlichkeit. Ein bornirter Mensch sprach im Uebermaß seiner ehelichen Zärtlichkeit zu dem süßen Wesen, mit dem ihn der Regen der Kirche für dieses Leben verbunden: „Der Himmel verhüte, daß ich es erlebe, Dich als Wittwe zu sehen.“

In der schottischen Stadt Buchan war ein Briefträger so zerstreut, daß er seinen eigenen Namen vergessen hatte. Es kam ein Brief an ihn, und er trug ihn von früh bis Abend in der ganzen Stadt umher, ohne die Wohnung von Sauny White (so hieß er) erfragen zu können.

Scherzfrage. Warum hegt Rußland beständig Mißtrauen gegen die Welt?

Charade.

In des Perservolkes Land
Nenn die Erst' den Mann von Stand.
Die Zweite war und ist und bleibt
Was muntern Kindern Zeit vertreibt.
Beim Ganzen siehst Du Männer sitzen,
Die also ihr Muße nützen.

Auflösung der Charade in No. 101:

Federmesser.

Auflösung des Räthfels in No. 101:

Wein.